

Finale

O-Ton

«Ohne eine gute Geige spielt man nicht gut genug für grosse Gagen, die man bekommen muss, um eine gute Geige zu kaufen.»

Anne-Sophie Mutter

Nachrichten

431 Schweizer Songs für den ESC

Zürich Eben erst hat die Schweiz mit Nemos «The Code» den Sieg am Eurovision Song Contest (ESC) gefeiert – schon sucht sie den nächsten erfolgreichen Song für die Austragung im kommenden Jahr: Innerhalb der Meldefrist gingen insgesamt 431 Vorschläge ein. Ob unter den Bewerberinnen und Bewerbern auch bekannte Schweizer Musikerinnen und Musiker dabei sind, konnte das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) gestern nicht bekanntgeben. Nach einem mehrstufigen Selektionsprozess wird Anfang 2025 bekannt gegeben, wer die Schweiz am Heim-ESC vertreten wird. (SDA)

Fotograf Werner Bokelberg gestorben

Hamburg Der deutsche Fotograf Werner Bokelberg ist mit 86 Jahren in Hamburg gestorben. Bokelberg, der vor allem mit seinen Porträts von Prominenten wie Pablo Picasso, Uschi Obermaier oder Romy Schneider aus den 1960er Jahren bekannt wurde, starb bereits am Dienstag kurz vor seinem 87. Geburtstag. Werner Bokelberg wurde 1937 in Bremen geboren. Von 1962 bis 1972 arbeitete er als Fotograf für das Magazin «Stern», später widmete er sich erfolgreich der Werbe- und Porträtfotografie. (SDA)

Tagestipp



Russin dirigiert, Ukrainerin geigt

BSO Zur Eröffnung der Saison präsentiert das Berner Sinfonieorchester (BSO) musikalische Highlights der kommenden Saison mit Auszügen aus Sinfonien und Violinkonzerten. Auf dem Programm steht Musik von Mendelssohn über Dvořák bis Schostakowitsch. Die deutsch-ukrainische Geigerin Diana Tishchenko tritt erstmals mit dem BSO auf. Die neue Oper-Chefdirigentin, die Russin Alevtina Ioffe, dirigiert.

Das Bundesplatzkonzert ist das traditionelle Highlight des Bühnen-Bern-Theaterfests. Im Stadttheater präsentiert das Vierspartenhaus ab 13 Uhr eine vielseitige Reihe von Sonderveranstaltungen für die ganze Familie. (mfe)

Bundesplatz, Bern. Samstag, 24. August, 20.30 Uhr

Jedes ihrer Honorare ging sofort an die Dealer

Serie Aufgetaucht Ihre Ehe war ein Albtraum, ihre Tochter rutschte in die Drogen: Trotzdem schuf Adelheid Duvanel ein faszinierendes literarisches Werk – darunter ein Bilderbuch.

Joanna Nowotny

«Kinder. Immer wieder Kinder. Adelheid Duvanel's Werk dreht sich nur um sie», war 1996 in einem Nachruf auf die Basler Schriftstellerin zu lesen. Tatsächlich wimmelt es in Duvanel's eindrücklichen bis verstörenden Kurzgeschichten nur so von Kinderfiguren wie der versponnenen «Taddea» (1963), die am liebsten mit einem Hydranten spricht, dem sie Kleider anzieht.

Im Nachlass im Schweizerischen Literaturarchiv aber findet sich Duvanel's wohl einziges Werk, das tatsächlich für Kinder geschrieben ist: die traurig-tröstliche Bildergeschichte «Käthy und Peter». Von ihr aus führen Fäden in Duvanel's leidvolle Biografie ebenso wie in ihr Werk, das vielseitiger ist, als bisher zu erahnen war.

In «Käthy und Peter» bedient Duvanel neben dem Text ein Medium, in dem sie sich ursprünglich künstlerisch zu Hause fühlte: die Zeichnung respektive Malerei, ihre «Lieblingsbeschäftigung» als Kind und Jugendliche, wie es in einem autobiografischen Text heisst. Doch der Ehemann Joe Duvanel, selbst Kunstmaler, verbot seiner Frau nach der Hochzeit 1962 das Malen.

Demütigungen auf Formentera

Die Bildergeschichte wurde laut Titelblatt 1968 für Duvanel's vierjährige Tochter «Adelheidli» verfasst: Dass sie nicht unter das Verbot fiel, wird wohl daran liegen, dass Joe Duvanel Kunst für Kinder nicht ernst nahm. Erst nach der Scheidung in den Achtzigern begann Adelheid Duvanel wieder für sich zu malen und zu zeichnen. Zur Entstehungszeit der Bildergeschichte lebte Adel-



Das Bilderbuch «Käthy und Peter», das Adelheid Duvanel 1968 für ihre vierjährige Tochter verfasste, befindet sich in ihrem Nachlass im Schweizerischen Literaturarchiv. Foto: Simon Schmid (NB)

heid Duvanel mit Mann und Tochter nach einem hoffnungsvollen Auf- und Ausbruch aus der konventionellen Schweiz auf der Baleareninsel Formentera. Was sich traumhaft anhört, wurde für Duvanel zum Albtraum: Joe Duvanel zog in einer anderen Ecke der Insel mit seiner schwangeren Geliebten zusammen, wohin Duvanel und ihre kleine Tochter jeden Tag bei grösster Hitze pilgern mussten, da sie kein Geld für Mahlzeiten hatten.

Die prekäre familiäre Situation spitzte sich nach der Rückkehr in die Schweiz nur zu. Die Tochter, der instabilen, teilweise

gewaltvollen Familiensituation nicht gewachsen, rutschte schon mit vierzehn Jahren in die Drogen und erkrankte später an Aids.

Eine goldene Leiter in den Himmel

Es gehört zum Unfassbaren in Duvanel's Leben, dass sie bis an ihr Lebensende für die Tochter sorgte und jedes durch Lesungen und Verkäufe verdiente Honorar sofort an Dealer weitergeben musste. Umso erstaunlicher, dass sie zwischen 1979 und 1995 sieben Bände mit faszinierend-dichten Kurzgeschichten veröffentlichten konnte.

So bunt und damit vielleicht kindlich «Käthy und Peter» auch wirkt: Duvanel erzählt schon 1968 eine nicht nur fröhliche Geschichte. Eine schwer kranke Mutter kann zu Weihnachten keine Geschenke besorgen und kein Bäumlein schmücken. Die zwei Kinder sind voll Kummer, finden aber über eine goldene Leiter den Weg in den Himmel, wo sie den lieben Gott und die Engel treffen. Reich beschenkt werden sie auf die Erde entlassen.

Ersonnen wurde dieses Märchen, das an die Welt Hans Christian Andersens erinnert, von der achtjährigen Adelheid Duvanel,

Flair für Aussenseiterfiguren: Adelheid Duvanel (1936–1996)

Die Baslerin Adelheid Duvanel (1936–1996) verfasste eindrückliche Kurzerzählungen, die 2021 unter dem Titel «Fern von hier» gesammelt erschienen sind. Im Zentrum stehen oft Aussenseiterfiguren mit ihrer eigenen Art, die Welt zu sehen. Soeben ist eine reich illustrierte Ausgabe von «Quarto» erschienen, der Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs, die das Text- und Bildwerk von Duvanel nebeneinanderstellt und in der «Käthy und Peter» in Gänze abgedruckt ist.



Adelheid Duvanel (1936–1996). Foto: Yvonne Böhrer

aufgeschrieben und -gezeichnet ein Vierteljahrhundert später, und geschätzt werden kann dieses farbenfrohe Zeugnis einer Künstlerin mit Doppelbegabung erst jetzt.

Das Schweizerische Literaturarchiv präsentiert hier monatlich Trouvaillen aus seinen Beständen.

Am Mittwoch, 28. August, wird in der Schweizerischen Nationalbibliothek mit Michael Fehr und Friederike Kretzen die Vernissage der «Quarto»-Publikation zu Adelheid Duvanel gefeiert (ab 18 Uhr).

Weiblichkeit, nackt, ungeschminkt – und wehrhaft

Theater Spektakel Während der ersten Tage am Zürcher Festival erschütterte ein Frauenchor und faszinierte ein Frauenquartett.

Die Triggerwarnung lautet «Performer*innen zeigen auf der Nord-Bühne des Theaterspektakels starke Emotionen wie Weinen, Schluchzen, Spucken. Die Vorstellung enthält Nacktheit.» Und splitterfasernackt steht der albanisch-griechische, 1998 geborene Regisseur und Schauspieler Mario Banushi am Anfang seines jüngsten Stücks «Taverna Miresia» unter der Dusche, stellt sich den Blicken des Publikums: rohes Menschenfleisch, rohe Menschenseele. Genau dies werden in den kommenden 75 Minuten ohne Worte auch vier Frauen blosslegen, buchstäblich.

Auf ganz andere Weise dockte in der Werft auch die polnische Theaterregisseurin und Autorin Marta Górnicka, Jahrgang 1975, am vorsprachlichen Gefühlsvokabular an in «Mothers: A Song for Wartime». Ein grosser Chor aus älteren und jüngeren ukrainischen und belarussischen Frauen und einem Mädchen evozierte Gewalterfah-

rungen und weiblichen Mut, weibliche Resilienz, während er Verse aus alten Volksliedern und Kinderreimen (mit Untertiteln) intonierte und in Schrittfolgen über setzte: ein überwältigendes, diszipliniertes Kunstwerk. Frauenkörper als widerständiger Raum eines Krieges.

Allgemeinmenschliches

Wie das eingeübt wurde, aus welcher körperlichen Tiefengrammatik es schöpfte, konnte man in Górnicka's Workshop nachvollziehen: Wir lernten, ein «A» oder «O», ein «Yes» oder «No» herauszuhauen, während unsere Körper Standfestigkeit trainierten oder Entschiedenheit im Bewegungsablauf. So entwickelten wir in Gruppen eine Minisequenz aus Konflikt und Versöhnungstheorie. Sie hatte etwas von einer Keimzelle für die hochprofessionelle Maxiversion, «Mothers». Diese reisst mit ihren exakten, rhythmisierten Formationen mit, um

uns am Schluss ungeschönt mit unserer Tatenlosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber dem Leiden in der Ukraine zu konfrontieren: Bei «Mothers» hat sich niemand ausgezogen, und doch stehen wir entblösst da mit unserer Bereitschaft, einfach weiterzuklicken.

Auch Banushi zielt in «Taverna Miresia» auf Allgemeinmenschliches, während er seine ganz persönliche Geschichte in emotionalen Erinnerungsfetzen und Traumsplittern auf die Bühnen wuchtet: den Tod des Vaters, die Verlorenheit der Schwestern, der Grossmutter, der Tante. Mitte in einem kalten, geplättelten Bad öffnet sich der Boden für ein Grab, an dessen Saum Stühle für die Trauernden aufgereiht sind. An einem Stuhl hängt das väterliche Jackett, aber sein Besitzer wird nicht mehr wiederkommen. Der private Verlust wird in einem Fluss aus symbolisch aufgeladenen Bildern à la C. G. Jung über-

hört zu einer Erzählung über die prinzipielle Geworfenheit eines jeden und über den unerbittlichen Lauf der Zeit. Keine Geborgenheit nirgends, nur die kleinen Nöte des Alltags brechen, geradezu humoristisch, in das grosse Elend ein. Wohin mit den Eierschalen nach der kurzen Stärkung am Grab? Die Tante kickt sie mit ihren High Heels in die schwarzbraune Erde.

Banushi hat für seine Frauenfiguren offenbar ein Typen-Casting gemacht: hier die zwei älteren, eine mit langem, eine mit kurzem Haar; da die zwei jüngeren: Die eine verfügt über die ausladenden Formen einer steinzeitlichen Venus-Figur, während die andere superdünn ist. Ur- und Unformen des Weiblichen werden hier abgerufen, gängige Erwartungen nicht erfüllt. Den männlichen (Seiten-)Blick spürt man trotzdem, schon deshalb, weil Banushi ihn selbst verkörpert und sich permanent am

Bühnenrand platziert, bisweilen auch in der Mitte.

Umwerfend!

Was zu einem platten, küchenpsychologischen Konzepttheater verkommen könnte – und es an wenigen Stellen ansatzweise tut –, erweist sich insgesamt als visuell-auditiver Strom mit unwiderstehlichem Sog. Gerade auch, weil nicht gesprochen, sondern nur geflüstert, geklagt, gesungen wird, mit einem Zauber, der wirkt, als käme er aus Zeiten, als das Weinen noch geholfen hat (ein Bravo auch für Singer-Songwriterin Savina Yannatou!).

Das internationale Offtheater hat sein Ohr für ursprüngliche Töne, seine Sinne fürs Überindividuelle, Typenhafte, ungeschminkte und wehrhafte Weibliche geschärft. Und das überrascht durch seine Kraft. Sperrig? Umwerfend!

Alexandra Kedves